

AUS DER
REDAKTION

Wochenlang hatten Medien quasi stündlich mit dem Tod des Papstes gerechnet. Doch es sollte anders kommen – wie so oft in diesem Pontifikat: **Franziskus** starb nicht etwa nach Wochen der Zurückgezogenheit hinter den Mauern der Gemelli-Klinik, sondern sein Abschied vollzog sich gleichsam öffentlich und in österlicher Dramaturgie: Erst nachdem er sich mit letzter Kraft nochmals zurückgeköpft hatte, erst, nachdem er eine Kirchenversammlung für 2028 in Aussicht gestellt, am Gründonnerstag die Fußwaschung vollzogen und aller Welt den Ostersegen „Urbi et Orbi“ gesendet hatte, ging er. Die Spuren, die dieser Papst „vom anderen Ende der Welt“ in seiner Kirche gezogen hat, werden bleiben – wie die Nachrufe in dieser Ausgabe zeigen. Weg von

Klerikalismus und Selbstbezüglichkeit, zurück zur menschenfreundlichen, hoffnungspendenden Botschaft Jesu von Nazareth – und zu einer synodalen Kirche für alle: Das ist das Vermächtnis des Argentiniers. Die Herausforderungen für seinen Nachfolger bleiben groß, wie auch weitere Geschichten dieser FURCHE zeigen: Sie reichen vom Ringen um Frieden (siehe den Fokus zum **Vietnam-Krieg**) über die sich leerenden Kirchen in Europa (siehe die Recherche zu **Kirchen-Umwidmungen**) bis zum Umgang mit anderen Weltanschauungen (siehe das Interview über Toleranz mit **Heinrich Schmidinger**). DIE FURCHE wird die Entwicklungen sowie das Konklave intensiv begleiten. Mehr dazu finden Sie schon jetzt auf furche.at. (dh)

Von Andreas R. Batlogg SJ

Jesuitenkardinäle im Konklave gab es immer wieder einmal. Einen Jesuitenpapst noch nie. Der 13. März 2013 war deswegen eine Premiere. So wie auch der Papstname, der zum Programm wurde: Franziskus. Noch nie hatte sich ein Papst so genannt. Noch nie war ein Lateinamerikaner gewählt worden. Die Kirche brauchte Zeit, um all das zu verkraften. Der Jesuitenorden auch. Nun ist Papst Franziskus im 89. Lebensjahr gestorben.

Nach dem deutschen Benedikt XVI. mit armer Körpersprache ein Argentinier mit italienischem Migrationshintergrund, der sehr direkt auf Menschen zuing, buchstäblich mit der Tür ins Haus fallen konnte mit Blitzbesuchen oder Handyanrufen, geradezu inflationär von Zärtlichkeit und Barmherzigkeit sprach und mit eingängigen, oft etwas schrägen, hierzulande missverständlichen Bildern und Vergleichen („Karnickel-Gate“, „Klaps-Debatte“) aufhören ließ. Franziskus wurde zur riesigen Projektionsfläche. Barack Obamas Wahlkampfslogan „Yes We Can“ (2008) galt auch für Franziskus: Plötzlich durfte nachgedacht und geredet werden, worauf zuvor Sanktionen standen.

„Kirche als Feldlazarett“

Der Papst „vom anderen Ende der Welt“ ließ aufatmen. Viele fühlten sich an Johannes XXIII. (1958–1963) erinnert. Franziskus, im 77. Lebensjahr ins höchste Amt der Kirche gewählt, rechnete selbst mit einem kurzen Pontifikat: vier oder fünf Jahre. Nun sind es ein Dutzend geworden. Und dieser Bischof von Rom hat die Kirche verändert – nachhaltiger, als manche bereit sind zu sehen und anzuerkennen. Die Metaphern von den „offenen Türen“ und von der „Kirche als Feldlazarett“ werden ihn überdauern. Als Vermächtnis.

Franziskus brach klerikale Trutzburgen auf, prangerte kirchlichen Karrierismus an. Seine Weihnachtsansprache an die Kurie im Dezember 2014 ging als „Kopfwäsche“ in die Geschichte ein. „Geistlicher Alzheimer“, eine von fünfzehn erwähnten „Krankheiten“. Das blieb hängen. Dienen statt kommandieren war sein Motto. Das verlangte er auch von Mitarbeitern. Dabei ließ er sich weder ausbremsen noch bevormunden. Vieles erfolgte am Protokoll vorbei.

Es hieß oft: Dieser Papst fremdelt mit dem Amt, vernachlässigt Strukturen und verachtet den Apparat. Entschied er schnell, kompromisslos oder hart, hieß es: Wo bleibt die Barmherzigkeit? Franziskus konnte sich für Fehleinschätzungen auch entschuldigen. Er nahm Entgleisungen zurück,

Der erste
Jesuitenpapst

Franziskus brach klerikale Trutzburgen auf und prangerte Karrierismus an. Am Ostermontag starb er mit 88 Jahren.



Foto: AFP / Aletta / Pizzoli

Agent
Provocateur

Franziskus gefiel sich in der Rolle des unangepassten Revoluzzers auf dem Stuhl Petri. Mit dem Amt und vor allem der römischen Kurie fremdelte er.

räumte ein, dass er zu schnell reagiert hatte oder falsch informiert war. Wer ihm vorwarf, er sei „beratungsresistent“, konnte erleben, dass er eine komplette Bischofskonferenz in den Vatikan zitierte oder einen Bischof zum Rücktritt zwang. Der Kinderschutzipfel im Vatikan im Februar 2019 führte schon drei Monate später zu Verschärfungen im Kirchenrecht.

Skandale (Missbrauch, Finanzen, verunglückte Personalien) blieben auch zwischen 2013 und 2025 nicht aus. Franziskus setzte weniger auf Machtworte (an denen es nicht fehlte) als auf Überzeugungsarbeit. „Synodalität“ wurde zum Zauberwort, da und dort missverstanden als Passepartout, verdächtigt als Methode zur „Demokratisierung“ der Kirche. Dabei ließ Franziskus nie ei-

nen Zweifel daran, dass eine Synode *sub et cum Petro* agiert. Sie sei kein „Parlamentarismus“. Er propagierte eine andere Debatte und Streitkultur. Widerspruch war erwünscht. Wer wagte ihn – statt sich in Hinterzimmern oder über Interviews über den Papst auszulassen?

2014/15 fand eine Familiensynode in zwei Etappen statt, 2018 eine Jugendsynode, 2019 die Sondersynode über Amazonien (2019), 2023/24 eine Synode über Synodalität. Dass Franziskus auf das Zweidrittel-Votum der dort stimmberechtigten Bischöfe, mindestens am Amazonas wegen des eklatanten Priestermangels

über die Weihe von *virī probati* – „bewährten“, verheirateten Männern – nachzudenken, in seinem Nachsynodalen Schreiben *Querida Amazonia* mit keiner Silbe einging, kostete ihn Sympathien. Er wies ein funktionalistisches Verständnis zurück, das nur auf das Durchboxen einer Agenda aus ist. Wenn er den Eindruck hatte, man gehe mit vorgefertigten Meinungen in Beratungen hinein, war das für ihn keine echte „Unterscheidung der Geister“.

Dass Franziskus durch und durch Jesuit war und auf bewährte Instrumente, die ihm von der ignatianischen Spiritualität her vertraut sind, zurückgriff, wurde lange unterschätzt. Diese Tatsache erschöpft sich gerade nicht im Ordenskürzel SJ hinter dem Namen, auf das er als Papst natürlich verzichtete. Der Umgang mit „Trost“ und „Misstrost“, die Vorbereitung von Entscheidungen, auch schwierigen, lernt ein Jesuit in den Geistlichen Übungen (Exerzitien). Die prägten Franziskus, seitdem er 1958, mit 22, selbst Jesuit wurde. Erfahrungen als Novizenmeister, als Provinzial (während der argentinischen Militärjunta), als Rektor eines Jesuitenkollegs, Pfarrer, geistlicher Begleiter und Theologiedozent kamen dazu, bis er 1992 Weihbischof von Buenos Aires unter Kardinal Antonio Quarracino wurde, dem er als Koadjutor (1997) und Erzbischof (1998) nachfolgte. Als Kardinal (2001) und Vorsitzender der argentinischen Bischofskonferenz war er federführend an der Ausarbeitung des Schlussdokuments von Aparecida (2007), der Fünften Vollversammlung der Lateinamerikanischen Bischofsversammlung (CELAM), beteiligt. Es wurde, zusammen mit der Konzilskonstitution *Gaudium et spes* (1965) und dem darauf reagierenden Schreiben *Evangelii nuntiandi* (1975) von Paul VI., zu seinem Fundus, aus dem er fortwährend schöpfte.

Prozesse in Gang setzen

Wer das prophetische Apostolische Schreiben *Evangelii gaudium* (November 2013) mit dem langen Text von Aparecida vergleicht, erhält Antworten, was Franziskus theologisch bewegte: Wie kann die Kirche missionarisch ausgerichtet werden – anstatt auf sich selbst fixiert zu sein (im Vorkonklave warnte er ausdrücklich vor Selbstbezogenheit)? Volksfrömmigkeit war ihm wichtig. Und die argentinische *teología del pueblo* (Volkstheologie). Lucio Gera, Romano Guardini, Henri de Lubac, Michel de Certeau, Hugo Rahner – die theologischen Quellen von Franziskus sind eine Mischung aus europäischer und lateinamerikanischer Theologie.

„Prozesse in Gang setzen“ war für diesen Papst wesentlicher als „Räume besetzen“, auch theologische. Sein Nachsynodales

„Dienen statt kommandieren war sein Motto. Er ließ sich weder ausbremsen noch bevormunden. Vieles erfolgte am Protokoll vorbei.“

„Es gibt kein Zurück zu einem sich byzantinistisch darstellenden, autoritär agierenden Papsttum mit der Aura der Unnahbarkeit.“

Schreiben *Amoris laetitia* (2016) löste heftige Debatten aus. Ultimativ forderten ihn vier Kardinäle auf, auf Fragen zu reagieren, die für ihn keine waren. Die Sozialenzykliken *Laudato si'* (2015) und *Fratelli tutti* (2020) zeigten seine Sensibilität für unseren gefährdeten Planeten. Strukturell, behaupten Kritiker, habe Franziskus wenig getan. Stimmt das? Er hat die Lehre nicht verändert. Aber einen pastoralen Ton hineingebracht, anstatt weiter auf pastorale Schlupflöcher oder theologische Quasilösungen zu setzen. Das ist nicht wenig.

Keine abstrakte Laborthologie

Franziskus hat Neuland betreten. Oder mindestens den Boden dafür bereitet. Er war kein Produkt der Kurie oder des Apparats, nicht der Vertreter einer bestimmten Richtung der Theologie. Sein Pontifikat war das Ende des Schwarzweiß-Denkens („Was darf ich gerade noch?“). Eine „kalte Schreibtischmoral“ empfand er genauso wenig lebensdienlich wie abstrakte Theologie aus dem Labor, die nur Akademiker interessiert. Sein theologisches Programm bestand vor allem in der Botschaft: Gott ist uns nahe, er will unser Heil, unser Glück. Was dient dem? Was nicht? Diese Fragen haben und hatten Konsequenzen – für die Theologie ebenso wie für die Pastoral. Hat Franziskus zu wenig „geliefert“? Ich glaube nicht.

Seine Reisen gingen in Länder, die nicht im Fokus der öffentlichen Wahrnehmung standen: seine Art, sich zu solidarisieren, mit denen am Rand. In Wien, Berlin oder Paris war er nie. Aber in Myanmar. Für eine historische Auswertung des Pontifikats ist es zu früh. Ob die Linien, die Franziskus ausgezogen hat, sich auch in der Organisationskultur der Kirche niederschlagen? Die Kurienreform hat er gegen großen Widerstand durchgezogen. Am Kardinalsrat, dem außerhalb der Kurie angesiedelten Gremium, hielt er bis zuletzt fest.

Der *point of no return* ist aus meiner Sicht erreicht. Es gibt kein Zurück zu einem sich byzantinistisch darstellenden, autoritär agierenden Papsttum mit der Aura der Unnahbarkeit. Wer Franziskus Populismus vorwarf oder ihn als „theologisches Leichtgewicht“ verspottete, musste sich eines Besseren belehren lassen. Franziskus hatte etwas von einem *agent provocateur* an sich: Er probierte aus. Er ließ gewähren. Er ermöglichte – und überforderte damit. Alles nur Symbolpolitik? Nur Stilwechsel? Handelte es sich wirklich um eine Reform der Kirche? Ich sage entschieden: Ja! Reformen brauchen Zeit. Synodale Vorgänge auch. Die Schwerpunkte von Papst Franziskus ließen etwas von jenem jesuitischen Geist erahnen, den viele seit langem vermissen.

„Wenn es ein Wort gibt, das wir bis zur Erschöpfung wiederholen müssen, dann lautet es Dialog“: so Franziskus bei der Verleihung des Karlspreises im Mai 2016. Weltfrieden, Weltreligionen, Weltklima – er sah keine Alternative dazu: Mit seinen Erklärungen und Manifesten (Abu Dhabi) hat er Maßstäbe gesetzt. Auf die Frage der Herder Korrespondenz „Wird ein künftiges Konklave einen Kandidaten wählen, der den Kurs von Franziskus fortsetzen will?“ antwortete der Jesuit Antonio Spadaro im August 2020 salomonisch: „Der Papst hat sehr viel gesät in den letzten Jahren. Sein Nachfolger wird das nicht ignorieren, er wird nicht zurückkönnen. Er wird weiter vorangehen.“ Spadaro stimmt mir zu: Dies war „ein Pontifikat der Aussaat, nicht der Ernte“.

„Der Vatikan ist mein letzter Arbeitsplatz auf Erden, aber nicht der Wohnort für die Ewigkeit, sagte Franziskus. Ein letzter Seitenhieb auf die römische Kurie.“

In seiner Mitte Jänner 2025 erschienenen Autobiografie „Hoffe“ hatte Franziskus verraten, im Falle eines Rücktritts wolle er sich nach Santa Maria Maggiore zurückziehen, die Papstbasilika unweit der Stazione Termini, dem Hauptbahnhof Roms. Vor oder nach einer Auslandsreise war er dorthin gepilgert, um vor der Marien-Ikone *Salus Populi Romani* zu beten. Dort hatte sein Ordensgründer Ignatius von Loyola, im Juni 1537 in Venedig zum Priester geweiht, am Weihnachtstag 1538 vor der Krippe seine erste Messe (Primiz) gefeiert.

Dazu ist es nun nicht gekommen. Aber er wollte sich dort, wie zuvor sechs andere Päpste, begraben sehen: „Was meinen Tod angeht, so habe ich dazu eine recht pragmatische Einstellung. (...) Wenn es so weit ist, dann werde ich nicht im Petersdom bestattet, sondern in Santa Maria Maggiore: Der Vatikan ist mein letzter Arbeitsplatz auf Erden, aber nicht der Wohnort für die Ewigkeit.“ Ein letzter Seitenhieb auf die Kurie, die der Jesuit und Freigeist Franziskus als Zwangsjacke erlebte.

Der Autor ist katholischer Theologe und Publizist in München.



Texten anlässlich des Todes von Papst Franziskus finden Sie auf [furche.at](#).

Ein Dossier mit aktuellen und historischen

Mit der Synodalität hinterlässt Papst Franziskus seiner katholischen Kirche ein zukunftsweisendes Erbe.

„Der Geruch der Schafe“

Von Klara-Antonia Csiszar

Die Synode über Synodalität, die Papst Franziskus initiierte und die nach drei Jahren im vergangenen Herbst endete, markiert einen entscheidenden Moment in der Geschichte der katholischen Kirche. Sie ist nicht nur einer der am breitesten angelegten Konsultationsprozesse, sondern zielt auch darauf ab, zu einem Kulturwandel in der Kirche beizutragen. In einer Zeit, in der sich viele Menschen von der Kirche distanzieren, weil sie oft als wenig ansprechend für die Belange der modernen Gesellschaft wahrgenommen wird, bietet sie das Potenzial, einen neuen Weg des Miteinanders und des Dialogs zu eröffnen, der weit über die kirchlichen Grenzen hinausreicht. Hier wird das Konzept der „Kirchenexplosion“ statt der „Kirchenimplosion“ (Paul M. Zulehner) gestaltet. Franziskus galt als Papst des Volkes, und sein Wunsch, dass die Bischöfe den „Geruch der Schafe“ haben, wollte er durch die Synodalität verwirklichen.

Er hat immer wieder betont, dass Synodalität nicht nur eine organisatorische Struktur ist, sondern eine grundlegende Haltung der Offenheit, der Begegnung und der Konversation darstellt. Diese Haltung soll das Lebensformat der Kirche prägen. Synodalität bedeutet, dass wir trotz aller Unterschiede im ständigen Dialog mit den Menschen, der gesamten Menschheit und vor allem mit ihren existenziellen Wunden stehen. In diesem Dialog finden alle Stimmen Gehör, und Vielfalt wird gefördert, denn sie ist das, was die Schönheit des Katholizismus ausmacht.

Chancen für einen Kulturwandel

In den vergangenen Jahren hat sich die katholische Kirche zunehmend mit Fragen der Diversität, der Rolle der Laien und der Notwendigkeit von Reformen auseinandergesetzt, angestoßen durch die Einladung des Papstes. Diese Themen sind nicht nur Herausforderungen, sondern bieten auch Chancen für einen Kulturwandel, in dem Menschen nicht verurteilt oder ausgeschlossen werden. Stattdessen sollen sie in ihren eigenen Schattenseiten begleitet und empfangen werden, wo sie aufatmen, in ihrer Liebe wachsen können und gemeinsam die Möglichkeiten entdecken, Werkzeuge für ein gutes Leben zu sein. Synodalität ermöglicht es der Kirche, den Weg zu den Rändern des Lebens als Raum der Inklusion, des Teilens und der Teilhabe zu gestalten.

Die Ergebnisse der Synode könnten als Leitfaden für eine Kirche dienen, die sich konkret den Herausforderungen der modernen Welt stellt. Die Betonung von Gemeinschaft, Teilhabe und Mission als Grundpfeiler der Synodalität hat sich nach zahlreichen Beratungen in den letzten Jahren in offiziellen Lehramt der Kirche verankert. Transparenz, Rechenschaftspflicht und die permanente Evaluierung auf verschiedenen Ebenen der Kirche haben sich zu einer Methodologie entwickelt, die das Vertrauen der Gläubigen zurückgewinnen soll. In diesem Sinne ist Synodalität auch eine ständige Vergewisserung, dass die Kirche in der Treue zu Christus handelt. Als Haltung und mit der Hoffnung, in einigen Jahren eine Kultur der Kirche zu schaffen, hat sie das Potenzial, die Kirche auch in Europa in einen lebendigen Organismus zu verwandeln, der für die Bedürfnisse der Menschen ein Ohr und ein Herz hat, ihre Anliegen anhört und sie dabei begleitet, gute Entscheidungen in ihrem Leben zu treffen.

Es ist jedoch von großer Wichtigkeit, dass die Ergebnisse der Synode und der Prozess nicht nur als Theorie, sondern als konkreter Entwicklungsweg der Kirche angesehen werden und vor Ort immer mehr erfahrbar werden. Der Weg zur Verankerung der synodalen Prinzipien erfordert die Weiterentwicklung bestehender Strukturen, die Anpassung der Ausbildungswege, die Weiterentwicklung der Dienste sowie eine verstärkte Anerkennung der Charismen. Zudem sind neue Experimentierräume notwendig, in denen

Fehler erlaubt sind und gleichzeitig die Kompetenzen entwickelt werden, um daraus zu lernen und gegebenenfalls Ansätze häufig von neuem zu beginnen.

Synodalität sollte somit nicht als einmaliges, abgeschlossenes Ereignis betrachtet werden, sondern als kontinuierliche Aufgabe – eine Reise, bei der das Ziel unterwegs immer klarer wird, jedoch die Gewissheit besteht, dass dieses Ziel vorhanden ist. Der Weg wird uns stets herausfordern, neu zu denken, unsere Strukturen regelmäßig zu überprüfen und unsere Praktiken mutig zu hinterfragen. Gegebenenfalls müssen wir auch wagemutige Entscheidungen treffen in der Vision einer Kirche, die den Menschen nahe ist – so wie wir es im Franziskus-Pontifikat erlebt haben.

Die zentrale Frage bleibt, wie die Errungenschaften der Synode von zukünftigen Päpsten wahrgenommen und weiterentwickelt werden. Die katholische Kirche ist eine Institution, die zwar stark von Persönlichkeiten und ihrer Führung geprägt ist, jedoch geschieht dies nicht willkürlich, sondern im Einklang und im Respekt des Dienstes. Ein gutes Beispiel hierfür ist das Zweite Vatikanische Konzil, bei dem kurz vor dem Ende ein neuer Papst gewählt wurde. Während der Rezeptionsphase, die bis heute andauert, haben wir bereits das vierte Pontifikat erlebt. Päpste setzen das Werk ihrer Vorgänger aus mehreren Gründen fort, insbesondere wenn diese Werke Teil des ordentlichen Lehramtes sind.

Kontinuität der Lehre: Die katholische Kirche blickt auf eine lange Tradition zurück, in der sie ihre Lehre bewahrt und weiterentwickelt. Diese Beständigkeit verspricht Einheit und Stabilität. Garant dafür ist immer der petrinische Dienst an sich, unabhängig von der Person.

Aufbau auf bestehenden Initiativen: Oft gibt es von den Vorgängern angestoßene Projekte oder Reformprozesse, die fortgeführt werden, um die Wirkung zu maximieren und eine nachhaltige Veränderung zu erreichen. Bei der Wahl eines neuen Papstes ist das Profil entscheidend. Es wird primär nicht über Personen diskutiert, sondern über Charismen, die notwendig sind, um die bereits sichtbaren oder erwartbaren Herausforderungen zu meistern. Es besteht die berechnete Hoffnung, dass zu diesem Profil auch die Fortsetzung des unter dem Franziskus-Pontifikat gestarteten Kulturwandels der Kirche gehören wird. Ein Gegenprofil aufzustellen und eine entsprechende Person zu suchen, wäre in der gegenwärtigen Kirchengeschichte kaum vorstellbar.

Gegenseitige Unterstützung: Päpste arbeiten nie alleine und für Franziskus gilt das besonders. Er ist immer im Team mit vielen anderen Kurienmitgliedern und zudem weltweit vernetzt. Mit der Synode über Synodalität wurde dieses Netzwerk bis in die kleinsten Zellen der Kirche ausgedehnt. Der Kulturwandel ist bereits im Gange und befindet sich in Geburtswehen. In diesem Sinne wäre es schwer vorstellbar, dass ein neues Pontifikat, das für Einheit und Kontinuität steht, diesen Prozess stoppt oder gar rückgängig macht, denn das wäre wiederum im Widerspruch zum Dienst der Nachfolge Petri.

Die Synode über Synodalität hat das Potenzial, die katholische Kirche nachhaltig zu transformieren. Unabhängig von der Person an der Spitze könnte die Saat, die durch diese Synode ausgesät wurde, eine neue Ära des Dialogs und der Gemeinschaft in der katholischen Kirche einleiten. In der Kirche sind wir gefordert, den Mut zu haben, uns den Veränderungen zu stellen, denn Synodalität ist nicht als Hobby von Papst Franziskus zu betrachten. Vielmehr ist sie die DNA der Kirche, und die Zeit ist reif, sie zur Kultur der Kirche zu etablieren und diesen Weg sowie seine Konsequenzen lehrämtlich verbindlich zu machen.

Die Autorin ist Professorin für Pastoraltheologie in Linz und hat an den beiden Synodenversammlungen in Rom teilgenommen.